

# Predigt am Tagungssonntag

*Karl Heinz Voigt*

## Homiletische Vorerwägungen.

Dem Prediger stellt sich die Herausforderung, im Rahmen des Gottesdienstes die Tagungsteilnehmer mit der örtlichen Gemeinde zu verbinden. Die Tagungsteilnehmer kommen aus sehr unterschiedlichen kirchlichen bzw. gemeindlichen Traditionen, was für die Aufnahme der Friedenthematik nicht unerheblich ist. Die örtliche Gemeinde fasst Teile der theologischen Hochschule Elstal mit Professoren und Studierenden, deren Familien, auf dem Campus wohnende Senioren (aus einem für sie errichteten Heim) sowie Gemeindeglieder aus der näheren Umgebung zusammen.

Ein Aspekt des Predigers zur Frage zum gewählten Themenbereich des Friedens (entsprechend dem Tagungsthema: „Friedenstheologie und Friedensengagement in den Freikirchen“) ist, die Hörer nicht auf die gerade an ihrem Höhepunkt angelangte Spannung der Trennung der Krim von der Ukraine als „ferne“ Friedensfreunde unberührt zu lassen, sondern ihnen selber in ihren konkreten Situationen nahe zu legen, Friedensstifter zu sein. Trotzdem darf der gesellschaftliche Bezug nicht verloren werden. Diese „Zusammenschau“ wird innerhalb der Predigt versucht, indem an vier ganz unterschiedlichen historischen Erfahrungen die Friedensfrage als Friedensbereitschaft vorgelegt wird mit jeweils einer konkreten Anwendung in die eigene Lebens- und Gemeindesituation hinein, ohne dabei moralisierend zu agieren. Der Zeitraum zur Entfaltung der Gedanken war, wegen des randvollen Tagungsprogramms, dem Prediger mit zwanzig Minuten vorgegeben. Die hier vorliegende Version der Predigt ist der geschriebene Text. Er weicht von der frei „gepredigten“ Version wohl sprachlich, aber nicht gedanklich ab.

Liebe Gemeinde, ich will mich bemühen, unsere Tagungsarbeit mit dem Leben in der Gemeinde zu verbinden. Dazu wähle ich den Text:

„... richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“ (Lukas 1,79).

Dieses ist eine bittende Gebetszeile aus dem Benediktus des Zacharias. Kann es auch ein Gebet für jeden von uns sein? Denken Sie einen Augenblick darüber nach, mit welcher Situation Ihres Lebens Sie dieses kurze Gebet verbinden will. –

Nun lassen Sie es uns gemeinsam beten: (die Gemeinde spricht den nochmals vorgeschprochenen Text gemeinsam nach „... richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“).

„Gemeinsam berufen, Friedensstifter zu sein“, das ist eine inzwischen klassische Formulierung über dem weltweiten Dialog zwischen den Mennoniten und den Katholiken.

Dieses Thema ist darum so sympathisch, weil es von Anfang an die Initiative bei dem sieht, der beruft. Dieses vielschichtig erfahrbare, geistesmächtige Rufen Gottes durch seinen Geist ist und bleibt ein Geheimnis. Das ist vor allem so, dass da, wo Gott ruft, es auch geschieht. Am Anfang war es Gottes Ruf, der aus dem Nichts das Universum ins Dasein rief. Und

später war er der, der mit gleicher machtvoller Stimme mein und dein Leben in Anspruch nahm (oder vielleicht heute, wenn wir seine Stimme hören, in Anspruch nehmen will), vielleicht aber auch neu „justieren“ will.

Wenn wir uns hier mit der Friedenstheologie und dem Friedensengagement der Kirche Christi beschäftigen, dann tun wir das im Vorfeld des Gedenkens jenes Großen Krieges, der vor einhundert Jahren begann, ja nicht aus Jux und Dollerei. Wir tun es doch, weil wir unserer gemeinsamen Berufung, Friedensstifter zu sein, in unserer Zeit und Welt besser gerecht werden wollen. Wie oft hören wir von der Dringlichkeit, aus der Geschichte zu lernen. Zentraler Hörort und Lernort, um die gemeinsame Berufung neu und konkret zu hören und als eine Vision in das Leben der Gemeinden und Kirchen zu integrieren, ist die versammelte Gemeinde.

Seid ihr, liebe Schwestern und Brüder bereit, in einigen Thesen etwas über das zu hören, was möglich und was unmöglich ist? Man kann solche Erinnerungen, die ich gleich wachrufen werde, als Moral missverstehen. Ich möchte aber kein Moralprediger sein, sondern sagen wir es so: ein erinnernder Bote dessen, der uns beruft, unsere Füße auf den Weg des Friedens zu richten (Lk 1,79), wie es Zacharias, vom Heiligen Geist erfüllt, als Wegweisung des kommenden Erlösers ankündigte. In der versammelten Gemeinde hören wir, dass er „unsere“ Füße auf den Weg des Friedens leiten will.

Das Bild vom „Weg des Friedens“ nimmt alle Angst vor einem Perfektionismus. Es birgt in sich schon tröstend den Prozess eines langen und nicht immer bequemen Weges. Auf dem Weg, den die Kirche auf ihrer Lebensreise gegangen ist, gab es in gleicher Weise Hoffnung und Versagen.

An einigen konkreten Situationen möchte ich das in Verbindung mit jeweils einer „Friedensthese“ in Erinnerung rufen (Berufung, Weg, Schritte, Nachfolge).

1. Der Berufung auf den „Weg des Friedens“ zu folgen, ist kein Spaziergang. Schritte in der Nachfolge Christi erfordern geistige und geistliche Klarheit, die errungen sein wollen.

Der anglikanische Rechtsanwalt Robert Gardiner (1855–1924) suchte bald nach dem Ersten Weltkrieg einen Weg des Friedens für die Kirche Christi. Im Frühjahr 1920 schrieb er Briefe an Christen aus vielen Kirchen und Ländern, um sie zu einer Begegnung nach Genf einzuladen. „Glauben und Kirchenverfassungen“ waren der Gesichtskreis, der dem anglikanischen Laien vorschwebte. Wer Frieden will, muss auch auf die Christen in Feindesländern zugehen. Das war und ist nicht immer selbstverständlich. Der Amerikaner wollte nach dem Krieg zwischen beiden Ländern seine Landsleute und Deutsche am Tisch haben. Aber an wen sollte er sich im fernen Deutschland zur Zeit der Turbulenzen der Ablösung der Staatskirche durch die neue Verfassung wenden? Wen sollte er anschreiben in einer Kirche, die sich in ihrem verletzten Nationalstolz trotzig der weltweiten Gemeinschaft verweigerte?

Es lag nahe, sich an den international engagierten Friedensfreund Friedrich Siegmund-Schulze zu wenden. So schrieb er ihm am 26. März 1920. Der hatte aber keinerlei Vollmacht, kirchlich zu handeln. Im Gegenteil, er hatte schlechte Karten in seiner Kirche. Nachdem Gardiners Brief auf dem Schreibtisch von Siegmund-Schulze gelandet war, sandte der ihn besorgt weiter. Er hatte keine gute Ahnung. Und darin hatte er Recht.

Als der Kirchausschuss in der Berliner Jebensstraße den Brief bedacht hatte, informierte er die einzelnen „Kirchenregierungen“ (was für ein Wort!) und schrieb:

„Es fehlt für das evangelische Deutschland an grundlegenden Voraussetzungen für eine Beteiligung an der beabsichtigten Konferenz. Im Hinblick auf die Unsumme von Unwahrhaftigkeit und Verleumdung, mit der unser Vaterland und unsere Kirche während des Krieges auch von Vertretern der beteiligten feindlichen Länder verfolgt und überschüttet worden ist, würde es für das evangelische Deutschland im gegenwärtigen Augenblick geradezu eine Unwahrheit bedeuten, mit den Vertretern dieser Kirchen über Fragen des Christentums gemeinsam zu verhandeln, als ob dieser tiefe Abgrund, der uns von ihnen noch trennt, überhaupt nicht vorhanden wäre. Aber dieser Abgrund besteht nach wie vor...“<sup>1</sup>

Der Kirchausschuss schrieb ausdrücklich als Antwort des „gesamten evangelischen Deutschland“ in einem fast sechsseitigen Brief an Robert Gardiner nach Amerika:

„Das evangelische Deutschland steht vor so schwierigen und traurigen Tatsachen, daß eine Zusammenkunft mit Vertretern der Kirchengemeinschaften der feindlichen Länder für das evangelische Deutschland mit dem Gebot christlicher Wahrhaftigkeit nicht vereinbar sein würde.“

Es fehlt die Zeit, um die Einzelheiten der Texte zu bedenken. Eins ist unübersehbar: Der Weg der Nachfolge des Friedefürsten ist kein Spaziergang. Damals nicht und heute nicht.

2. Der Berufung auf den „Weg des Friedens“ zu folgen, erfordert ein gehöriges Maß an Kraft und Geduld. Da gab es nicht nur „Störungen“ auf der kirchenleitenden Ebene. Auch die kirchlichen Friedensakteure hatten sehr zu kämpfen.

Im niederländischen Oud Wassenaer trafen sich vom 30. September bis 4. Oktober 1919 (nach dem Abbruch der Konstanzer Tagung wegen des Kriegsbeginns 1914) Teilnehmer zur ersten Konferenz des Weltbunds für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Sechzig Delegierte aus 14 Ländern waren gekommen. Es herrschte eine höchst gespannte Atmosphäre. Im Vorfeld der Konferenz war gegen den Widerspruch der Franzosen beschlossen, auch Delegierte aus Deutschland einzuladen. Als einer der angereisten französischen Protestanten sah, dass deutsche Vertreter gekommen waren, reiste er wieder ab. Zu tief waren die Wunden des Krieges. Der Amerikaner Charles Macfarland hatte sich zur Provokation eine französische Uniform angezogen.

---

<sup>1</sup> 12. März 1920, DEKA.

Es waren Nachtgespräche in einem Zimmer der verbliebenen französischen Delegierten notwendig, an denen auch die Belgier teilnahmen. Sie erwarteten, dass die Deutschen ihre Kriegsschuld bekennen. Die Fronten waren verhärtet. Einer der Deutschen, es kann nur Siegmund-Schulze gewesen sein, von dem ähnliche Handlungen bekannt sind, zog in der festgefahrenen Lage sein Neues Testament aus der Tasche und las Texte über Veröhnung und Liebe unter Brüdern aus dem ersten Johannesbrief vor. Er wollte beten und damit die Sitzung schließen. Aber das Schriftwort öffnete die Herzen und Köpfe. Eine neue Gesprächsrunde fand die zusammenführende Formel, der alle zustimmen konnten:

„Wir verdammen den Krieg,  
wir verdammen den Gedanken der Rache.“

Nicht der Schmollwinkel mit der Verweigerung des Gesprächs ist der Ort, um „Störungen“ zwischen Christenmenschen und Kirchen auszusitzen. Aus-sitzen ist Verharren, nachfolgen ist Bewegung! Das Gespräch unter Brüdern, die Stimme des Herrn aus seinem Wort und das Gebet miteinander kann – wenn es nicht als eine unter den Teppich kehrende Methode missbraucht wird, sondern mit dem ehrlichen Gespräch verbunden ist – ein Schritt auf dem Weg des Friedens sein. Vielleicht kann es in konkreten Situationen auch der Schritt sein, zu dem der Geist führen will. Dieser Schritt erfordert Ehrlichkeit, Mut und Kraft, die aus dem Glauben erwachsen wollen.

### 3. Der Berufung auf den „Weg des Friedens“ zu folgen, kann Akte prophetischen Handelns erfordern

Meine Gedanken gehen nach Stuttgart. Ich sehe die Delegation vor mir, die 1945 den Rat der EKD besuchte. Es waren (nur) Männer. Sie kamen aus den Ländern, die durch die Besetzung der deutschen Truppen unterjocht, gedemütigt und in ihrer nationalen Würde verletzt waren. Sie kamen in eine total zerstörte Stadt und sie fanden eine durch Flügelkämpfe bedrohte Kirche vor. Man kann sagen: Jene Männer aus den ehemals feindlichen Ländern streckten den Kirchenmännern die Hand des Friedens entgegen und sie ließen diese Hände nicht wieder los.

Im Vordergrund unseres Bewusstseins vom Oktober 1945 steht die damals heiß umstrittene Stuttgarter Erklärung, die man vorsichtshalber nicht als „Schuldbekennntnis“ bezeichnete. Sie war ein zwar sehr wichtiger, aber nur ein Schritt auf dem Weg des Friedens. Die Versammlung der kirchenleitenden Persönlichkeiten wurde besucht von Delegierten des in Bildung befindlichen Ökumenischen Rates der Kirchen.

Ein zentrales Anliegen der ökumenischen Besucher kann man nur verstehen, wenn man in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurückblickt. Damals hatte sich „das gesamte [landeskirchliche] evangelische Deutschland“ bis zur „Bethesdakonferenz“ 1922 in Kopenhagen ökumenischen Kontakten verweigert. Das durfte sich nicht wiederholen. Der Niederländer Visser't Hooft bat den Rat, die schon früher ergangene, aber unter den politischen und kirchlichen Umstände offene Einladung, dem Ökumenischen Rat bei-

zutreten, zu beantworten. Noch in Stuttgart wurde beschlossen, Bischof Theophil Wurm und Martin Niemöller als Vertreter der EKD in den vorbereitenden Ausschuss des 1948 dann gebildeten ÖRK zu entsenden. Schon zur nächsten Sitzung vom 20. bis 23. Februar 1946 reisten beide nach Genf.

Der Besuch wurde zu einer Brücke des Friedens. Eine Wiederholung der Blockade von 1918 war gar nicht mehr möglich. Es waren Schritte auf dem Weg des Friedens. Sie waren von denen eingeleitet, die – menschlich gesehen – auf die Initiative aus Deutschland hätten warten können.

Aber die Nachfolge Christi ermöglicht es, den ersten Schritt von der anderen Seite her zu tun. Ich nenne es „prophetisches Handeln in der Kraft des Friedensstifters“.

4. Der Berufung auf den „Weg des Friedens“ zu folgen, kann zu einem Weg der Buße und Anerkennung von Schuld führen, um das „Gedächtnis zu reinigen“ und „die Erinnerung zu heilen“.

Wer den Weg des Friedens in der Nachfolge Christi gemeinsam beschritten hat, kann aufatmen. Er sieht die Zukunft in einem anderen Licht. Aber die Wanderer tragen noch einen Rucksack, der in der Vergangenheit gepackt wurde. Zur Befreiung und Entlastung ist es hilfreich, wenn man in den Rucksack des neuen Begleiters einmal hineinschaut. Es gilt, wie es heute so schön beschrieben wird, auch die Erinnerung zu heilen. Wenn das Gedächtnis gereinigt ist, wenn also dem Friedensschluss ernstgemeinte Buße und Vergebung unter der konkreten Kenntnis der früheren Verletzungen und des Versagens folgen, dann wird der Weg in die Zukunft umso leichter zu bewältigen sein.

Die Mennoniten unter uns können uns ausführlich darüber berichten, welche Bedeutung der Stuttgarter Versöhnungsgottesdienst von 2010 zwischen dem Weltluthertum und den Mennoniten für beide Seiten hat.

Und wer das von Volker Spangenberg<sup>2</sup> herausgegebene Buch über die Reformation aus freikirchlicher Sicht in die Hand und die Beiträge unserer Mitglieder Erich Geldbach und Andrea Strübind liest, spürt schnell, dass auf dem Weg des Friedens noch Stolpersteine liegen.

Brüder und Schwestern, wir sind „gemeinsam berufen, Friedensstifter zu sein“. Es ist leicht, auf die Generationen vor uns zu schauen. Uns gilt die Berufung heute und morgen. Und wir wollen es mitnehmen, dass es um mehr geht, als um den Frieden des Herzens. Vielleicht können wir auch bei uns festmachen, dass es auf dem Weg der Nachfolge keine Vorurteile und Abschottungen gibt, dass Nachfolger Christi lernen, den ersten Schritt zum Frieden zu wagen, ja dass sie manchmal auch durch eine prophetische Handlung den Weg zum friedlichen Miteinander einleiten.

Gott stärke unseren Willen und unsere Kraft, unserer Berufung als Friedensstifter gerecht zu werden.

Amen.

---

<sup>2</sup> Volker Spangenberg (Hg.): Luther und die Reformation aus freikirchlicher Sicht, Göttingen 2013.